

gesunden Seele in das Gebiet der Krankhaften zu verweisen (z. B. Psychopathie, Schizophrenie, Hysterie usw.)“

Stellt sowohl die Darstellung der Frankl'schen Existenzanalyse wie die des Über-Bewußtseins eine positive Beziehung der Philosophie mit der Psychotherapie her, so ist die Schrift von E. B. Strauß, Professor für medizinische Psychologie an der Universität London, „Quo vadimus, Irrwege der Psychotherapie“ als philosophische Kritik an den Axiomen und Methoden der „Tiefenpsychologie“ zu bewerten. Die Ausführungen des Verfassers lassen an Schärfe der Ablehnung, an Nüchternheit und Distanzierung kaum eine Steigerung zu. Von der Psychoanalyse heißt es z. B.: „Die psychoanalytische Theorie in ihrer gegenwärtigen, so wundervoll herauskristallisierten Form wird der leidenden Menschheit absolut nichts Neues oder gar Wertvolles bieten. Dies deshalb, weil sie sich immer wieder sträubt, sich von der starren Form abzuwenden und sich in Kompromisse einzulassen“. Gemeint ist wohl, daß sie weltanschaulichen Absolutheitsanspruch erhebt. Bei Jung hebt der Verfasser das Eintreten für die Introversion, für Gefühl und Intuition, die Mütterlichkeit, den Glauben, den Sinn für Ritual, Prunk und Zeremoniell lobend hervor. Jedoch kritisiert er schonungslos den Psychologismus, auf Grund dessen die Wirklichkeit zugunsten von Projektionen ausgelöscht wird. Es heißt: „Sie (die Schüler Jungs) haben vergessen, von dem transzendenten, dem höchsten Gotte Notiz zu nehmen“, und an anderer Stelle: „Es scheint, als ob die Anhänger Jungs tatsächlich glauben, Himmel und Hölle (als reale Begriffe, nicht als mystische Konstruktion) wären im kollektiven Unbewußten beheimatet. Aber es ist ein Fehler, das kollektive Unbewußte mit übernatürlichen Kräften und Mächten identifizieren zu wollen... Die Schule Jungs mit ihrem Wissen um die Gesetze des Auftauchens und Verschwindens der Mythen hat da viel mehr (als Freud!) in die Waagschale zu werfen.

Aber auch sie, die in ihrem enthusiastischen Kämpfertum um alle Arten von Wissen und Erleben anders sind und handeln, als jene, die sich nur von der reinen Vernunft abhängig machen, sind in Gefahr, Opfer ihrer eigenen Mystifikation zu werden. Sie sollten daher ihren kritischen Geist viel mehr heranziehen...“

Vielleicht ist mit dieser letzten Äußerung das Wichtigste gesagt: Kritik und Distanz allein werden zur rechten Mitte finden lassen. Dabei sollte Kritik in der Wissenschaft immer zunächst Selbstkritik bedeuten. In dieser Sammlung ist darin ein guter Anfang gemacht.

Hubert Thurn S. J.

Vergil, Vater der Gegenwart

Vergil nennen heißt für uns, seitdem Theodor Haecker sein wohl am meisten abgerundetes Werk geschrieben hat, an den Vater des Abendlandes denken. Für den amerikanischen Romandichter Hermann Broch,¹ ist Vergil nicht derjenige, der das Mittelalter und weithin auch den Humanismus der Renaissance und der späteren Jahrhunderte formen half, sondern die geschichtliche Persönlichkeit, der sterbliche Mensch seiner Zeit. Er wird durch Augustus von Griechenland, wo der Dichter vergebens die Äneis künstlerisch zu vollenden gehofft hatte, nach Brundisium gebracht. Der kranke Freund des Kaisers hat eine schlechte Überfahrt und stirbt am Tag nach der Landung. Das ist der denkbar einfache äußere Vorwurf. Er dient Hermann Broch, um entscheidende Fragen der Gegenwart zu erörtern, Fragen, die das europäische Leben genau wie das amerikanische wesentlich bestimmen. Es ist fast so, als ob Broch Vergil zum Vater der Gegenwart machen wollte.

Wir möchten aus manchen Gründen den Gedanken abwehren, das Buch als

¹ Der Tod des Vergil. Von Hermann Broch. (467 S.) Zürich 1947, Rhein-Verlag, ausgeliefert durch Willi Weismann Verlag München. Schw. Fr. 30.—.

ein Meisterwerk zu bezeichnen, aber wir können nicht umhin, unserm Erstaunen Ausdruck zu geben, daß aus der Welt der Staaten Nordamerikas ein solches Buch geschrieben werden konnte. Schon die äußere Form begründet dieses Urteil. Gewiß fehlt der Dichtung nicht jener Realismus, den die Hemingway, Faulkner, Wolfe usw. bis zur Übersättigung und fast bis zum Ekel pflegen. Aber dieser Zug ist bei Broch mehr eine Zutat, eine unterirdische Strömung, die hier und da zutage tritt. Die eigentliche Welt ist die des Geistes, der danach strebt, das ganze All zu umfassen.

Der Stil Brochs ist gekennzeichnet durch die Periode. Selten begegnet dem Leser ein Satz von zwei oder drei Zeilen, ganz ausnahmsweise einer von drei oder vier Worten. Für gewöhnlich schreibt Broch Sätze, die fast eine ganze Seite eines nicht kleinen Buchformates füllen. Manche Ungeheuer von Sätzen winden sich durch mehrere, ja viele Seiten, bis endlich ein Punkt ausruhen läßt.

Dies ist sicher Manier, jedoch keine Äußerlichkeit. Wir kennen unter den modernen Schriftstellern nur Thomas Mann als Verfertiger von Perioden. Bei ihm dienen die Zusätze, Ergänzungen, Abschweifungen, Wiederaufnahmen usw. dazu, das zuerst Gesagte wieder halb zurückzunehmen und in Frage zu stellen, ironisierend einzuschränken und in das Halbdunkel des Unsicheren und Fragwürdigen zu versetzen. Der schillernde Zweifel, die innere Angekränktheit alles Menschlichen in der Sicht eines Mannes, der eitel und selbstsicher davon Kunde gibt, prägen sich darin aus. Der Wortschwall und die Schwallworte (um Broch nachzuahmen), die unerschöpfliche Schreibseligkeit und die schreibselige Unerschöpflichkeit Brochs aber dienen dazu, um in allem Ernst das allseitig Verschlungene, vielfach Verknüpfte der im Geistigen aufgehobenen und in ihr begründeten Weltwirklichkeit aufzufangen. Er schränkt nicht ein, sondern ergänzt.

Dem Stilgefühl entspricht der innere Gehalt, den Broch zu gestalten versucht.

Auch hier wie bei der Schreibweise ringt Broch, bleibt aber weithin im Bemühen stecken. Zu der mangelnden Kraft tritt als Grund hinzu, daß die Fragen, die den Dichter bewegen, in seinem Inneren und wohl allgemein noch nicht reif genug sind, um eine Klärung zu erlauben.

Wir greifen drei Fragenkreise heraus, die uns besonders wichtig scheinen. Der geschichtliche Vergil schrieb die sagenhafte Geschichte des Ursprungs des römischen Volkes zur Zeit des Augustus. Nach den furchtbaren sozialen Unruhen seit den Gracchen und den Bürgerkriegen war endlich wieder der Friede eingeleitet. Augustus hatte ihn dem Reich wiedergeschenkt. Ihm zum Preis, den Zeitgenossen zur Lehre und zum Anruf dichtete Vergil von den „gewaltigen Mühen“, die es gekostet hatte, den römischen Staat zu gründen. Der Geist der ersten Römer sollte wiederkehren und eine neue große Zeit heraufführen. Broch stellt nun dar, wie Vergil es erlebt, daß Italien und das ganze Reich nicht mehr von einem Volk, sondern von einer Masse bewohnt wird. Die der Freiheit beraubten Arbeitssklaven, die Unterwelt der Hafenstädte, das nach „Brot und Spielen“ lüsterne Großstadtproletariat, das Gefolge des Kaisers, die hohen Beamten, die auf Genuß und Prunk sinnen, sie alle stellen nicht mehr ein organisch gegliedertes, gewachsenes, in sich stehendes Volk dar, sondern eine blinde, dem Trieb verfallene Masse, die nur durch Gewalt und Glanz gebändigt wird, sich aber in wildem Gemetzel selbst zerfleischt, wenn ein tatkräftiger und kluger Herrscher wie Augustus fehlt. Das ist die bittere Erkenntnis des Dichters. Sein Werk war von falschen Voraussetzungen getragen, es ist eine Lüge und müßte eigentlich vernichtet werden. In einer langen Auseinandersetzung mit dem Kaiser sucht er den Herrn der römischen Welt von seiner Einsicht zu überzeugen. Augustus hingegen glaubt noch daran, daß sein Staat den Frieden, die Freiheit, die Menschlichkeit verkörpere und sichere. Die

ganze Not der Gegenwart, wie sie sich in den einzelnen staatlichen Gebilden und bei den Versuchen höherer Einigungen und Bünde täglich auftun, wird vom Dichter erörtert.

Wenn Broch dies alles Vergil erleben läßt, kann er sich auf die geschichtliche Lage der augusteischen Zeit berufen. Er macht aber auch von der dichterischen Freiheit Gebrauch und läßt den an der Grenze seines Lebens angekommenen Vergil sich über das Wesen des Menschen und den Sinn des Lebens aussprechen. Der menschliche Augenblick, den der Dichter durchlebt, rechtfertigt diese Erwägungen. Er spürt die Nähe des Todes. Durch seine Krankheit vom Leben ringsum ausgeschlossen, als Freund des mächtigen Augustus vom Pöbel einer Gasse von Brundisium verspottet, in den Erinnerungsbildern vor dem nahenden Tod von allen Erfahrungen seines Lebens umgaukelt, spürt er Sinnlosigkeit und Vergänglichkeit, das Auseinanderfallen des Wesens in Niedriges und Hohes, Triebhaftes und Geistiges. Was ist der Mensch? Der Tod muß es offenbaren. Vergil weiß von Sünde und Schuld, aber auch von Erlösung und dem Erlöser, der durch sein Lebensopfer uns alle reinigte — man kennt ja seine berühmte Ekloge, die auf Christus hinzuweisen scheint. Der Mensch kann vor dem Sterben der Schuld ledig werden. Das Tor des Todes öffnet eine neue jenseitige Welt.

Broch hat den glücklichen Einfall, das Sterben so darzustellen, daß Vergil das ganze Siebentagewerk der Schöpfung im Rückwärtslauf durchlebt. Der Mensch, von dem die mittelalterliche Philosophie sagte, daß er „in irgend einer Weise alles“, der Mikrokosmos sei, eint in sich alles Tierhafte, Pflanzliche, Elementare bis zum Urgrund des Lichts. Indem Vergil in einem letzten Gesamtblick vom Anfang des „Es werde Licht“ seine Fülle bis zum Selbstbesitz seiner geistigen Vollendung erlebt, geht er hinüber, aus der Zerstreung der Vielfältigkeit und des Nebeneinander alles Kreatür-

lichen in die Einheit des Wortes, d. h. des Spiegelbildes des göttlichen All.

Gedankenrichtungen und Anstöße von Rilke und den Existentialphilosophen haben bei Broch dazu beigetragen, ein Bild vom Menschen zu entwerfen, das gewiß in Einzelheiten dunkel und unklar, im Ganzen undeutlich und mehr empfunden ist, aber dennoch dem Geist huldigt, ohne das Erdgebundene zu vergessen. Es ist ein Ordnungsbild, das nicht dem reinen Humanismus verfällt, der nichts vom Bösen weiß.

Vergil war Dichter. Es ist darum nicht abwegig, wenn Broch seinen Helden auch über den Sinn des Dichters nachdenken und ihn sich prüfen läßt, ob er seiner Aufgabe treu gewesen ist. Broch lehnt es ab, daß der Dichter bei der naturalistischen Wiedergabe des Wirklichen stehen bleibe. Er ist ein Diener des Geistes. Zwar schaut er die Wirklichkeit an. Nichts bleibt ihm fremd; aber er erhebt es in den geistigen Bereich.

Hier werden die Dinge mit Schönheit umkleidet. Dabei begegnet dem Dichter die Gefahr, daß er die Schönheit um ihrer selbst willen sucht. Schönheit jedoch ist wie ein Duft und ein Hauch, eine Zugabe. Wer ihr um ihrer selbst willen verfällt, fällt aus der Wahrheit heraus in den Schein. Das Wesen der Dichtung aber ist Wahrheit. Sie kann ohne sittliche Ordnung nicht bestehen. Die höchste Spitze der wahren und werthaften Wirklichkeit ist die Liebe. Sie zur Königin und zugleich zur alles durchdringenden Macht zu erheben, ist das Ziel der Dichtung. Der Dichter, der dies verkennt oder vergißt, wird eines Vergehens schuldig, das er sühnen muß.

Bilder und Symbole sind die Mittel, durch die der Dichter seinen Gehalt darstellt. Das Symbol erhält seine Kraft nicht so sehr aus der sinnlichen Wirklichkeit, der es entlehnt sein mag, sondern aus der geistigen Welt. Dichten heißt die Tat des Schöpfers nachvollziehen, der aus seiner unendlichen Fülle das Universum entwarf. Je mehr im Dichter diese Schöpferkraft wirksam

ist, je leuchtender der geistige Schöpfer-sinn sich im Symbol ausstrahlt, desto höheren Rang besitzt das Kunstwerk.

Kraft ihres geistigen Ursprungs stehen die Symbole auch in einem inneren Zusammenhang und streben förmlich zurück zu der Einheit, aus der sie stammen. Sie wie die Worte sind in der Zeitlichkeit und wollen wieder zurück in die Ewigkeit. Das fühlt vor allem der Dichter, und so geht das menschliche wie das dichterische Sehnen dahin, wo man jenseits der Vielfalt der Dinge und jenseits der Sprache zum Wort einfach- und schlechthin kommt.

Der Mensch in der Gemeinschaft der Menschen, der Mensch in seinem persönlichen Eigensein und schließlich der Dichter sind bei Broch eine einzige Einheit. Die Fragen, die er stellt, die Umwelt, in die er sie einfügt, und die Gegenwart, die er meint, sind bedeutungsvoll. Es erübrigt sich, durch viele Worte darzutun, wie eine neue (oder alte) Auffassung vom Wesen der Dichtkunst sich anschiebt, die innerweltlichen und materialistischen Strömungen zu überwinden.

Hubert Becher S. J.

Besprechungen

Russische Geschichte.

Geschichtsschreibung in Krisenzeiten ist immer ein gewagtes Unternehmen. Wir leben im Zeitalter der Ost-West-Krise, der einem Höhepunkt zustrebenden Auseinandersetzung zwischen dem europäischen Morgenland und Abendland. In diesen Kampf, dessen Ausgang das Schicksal der Menschheit für die kommenden Jahrhunderte bestimmen wird, sind alle geistigen und politischen Mächte unseres Planeten einbezogen. Kein Historiker, der es wagt, heute eine Geschichte Rußlands zu schreiben, wird sich bei seiner Arbeit dem Eindruck der drängenden Gegenwart entziehen können. Er wird immer in Gefahr sein, beim Aufspüren der historischen Gründe für die gegenwärtige Krise die Problematik unserer Zeit in die Vergangenheit zu projizieren. Damit wird vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus seine Arbeit unzulänglich sein. Zu dieser inneren kommen die äußeren Schwierigkeiten der Materialbeschaffung, des Forschungsaustausches mit der Sowjetunion, die Unmöglichkeit, Quellen nachzuprüfen, die Vorsicht, mit der sowjetische Forschungsergebnisse aufzunehmen sind. Diese und die allgemeinen Schwierigkeiten der russischen Historiographie (man denke an die Dürftigkeit der Quellen für die frühen Perioden) lassen uns nicht mit übermäßigen Erwartungen an die neueren Darstellungen der Geschichte Rußlands herantreten.

Verhältnismäßig einfach ist noch die Darlegung des äußeren geschichtlichen Ablaufs der Ereignisse, ohne dabei viel auf Verknüpfungen und Hintergründe einzugehen. Auf engstem Raum bietet Hans Joachim

Mette¹ eine solche Darstellung, die wegen ihrer Kürze den guten Überblick eines Repetitionsbuches gibt. Für eine Einführung in die russische Geschichte ist sie allerdings unzureichend, zumal die Hälfte des Raumes der Periode von 1917 bis zur Gegenwart gewidmet ist. Der erste Teil ist also nicht viel mehr als eine Einleitung zur nachrevolutionären Geschichte, die als die eigentliche russische Geschichte angesprochen wird. Die vorausgehenden Jahrhunderte werden als Epoche der Fremdherrschaft, als „Periode der Überfremdung und Bevormundung“ bezeichnet. Hier zeigt sich eine höchst eigenwillige historische Konzeption des Verfassers, die zum mindesten sehr fragwürdig ist. Sie setzt voraus, daß alle Herrscher, die entweder fremden Ursprungs oder durch Heiraten mit anderen Dynastien verbunden sind, eine ihrem Staat und Volk fremde Politik treiben. Die Geschichte beinahe aller europäischen Staaten beweist, daß das in der Regel nicht der Fall ist. Jedenfalls trifft das für Rußland nicht zu. Es gab wohl Zaren, die sich in Rußland als Fremdlinge fühlten und gebärdeten (z. B. Paul III.), aber die allermeisten haben doch eine echt national-russische Linie der Politik verfolgt. Sie alle, auch Katharina II., die die russische Sprache nie richtig erlernte, wurden vom Volk nicht als Fremdlinge angesehen, sondern als seine eigenen Zaren geliebt oder gehaßt.

Andererseits setzt die Einteilung Mettes voraus, daß das Sowjetregime eine echte,

¹ Russische Geschichte, vornehmlich des 19. und 20. Jahrhunderts. Von Hans Joachim Mette. (245 S.) Bonn, Athenäum-Verlag. Geb. DM 8.—.